

Philosophie „unter den Wolken“ Anmerkungen zur Philosophie an Volkshochschulen

Um Missverständnissen vorzubeugen und mögliche anders geartete Erwartungen auszuschließen, möchte ich vorausschicken:

1. In diesem Beitrag geht es nicht um prinzipielle philosophische Fragenstellungen, sondern um praxisorientierte Anmerkungen zur Philosophie an Volkshochschulen.
2. Die gesellschaftlichen und (bildungs)politischen Rahmenbedingungen werden unter der Perspektive ihrer Relevanz für die Philosophie-Angebote an Volkshochschulen analysiert.
3. Mein Erfahrungsfeld (also: die empirische Basis dieses Beitrags) bezieht sich weitgehend auf die Volkshochschulen in Baden-Württemberg. Auf diesem Erfahrungsfeld bin ich seit über 20 Jahren theoretisch, konzeptionell und praktisch (fortbildend und unterrichtend) tätig, berichte also über konkrete Erfahrungen, An- und Einsichten.
4. Die folgenden Anmerkungen beschreiben meine Auffassung von Philosophie und beanspruchen keinesfalls, die Meinung der Philosophie wieder zu geben. Das wäre auch ein aussichtsloses Unterfangen, denn es ist typisch für Philosophen, dass sie sich in wirklich entscheidenden Fragen (wie z.B. den vier berühmten Fragen von Immanuel Kant) noch niemals einigen konnten.
Eben deswegen ist allerdings die Philosophie aktueller, zeitgemäßer und zukunftsfähiger als die Disziplinen, die meinen, ‚die‘ Wahrheit bereits entdeckt zu haben bzw. entdecken zu können.

I. Prinzipiell: gute Zeiten für Philosophie

Die Bedingungen und auch die Prognosen für Philosophie-Angebote haben sich in den letzten Jahren *prinzipiell* verbessert, wofür es neben begründeten Vermutungen auch handfeste Indizien gibt:

- Eine Initialzündung war sicherlich der überraschende Bestsellererfolg von Jostein Gaarders „Sophies Welt“ (1994 in Deutschland erschienen, weit über eine Million verkaufte Exemplare).
- Noch nie sind so viele philosophische Bücher geschrieben und verkauft worden wie zur Zeit; etliche Fachzeitschriften sind gegründet worden und haben sich mit z. T. erstaunlichem Erfolg etabliert (z.B. „der blaue reiter“). Im Sommer 2008 eroberte R.D. Precht die Nr. 1 der SPIEGEL-Bestsellerliste: Innerhalb weniger Monate erreichte sein philosophisches Sachbuch „Wer bin ich - und wenn ja, wie viele?“ eine Auflage von über 200.000 Exemplaren – allerdings wohl weniger wegen des plötzlich überbordenden Interesses für Philosophie als wegen der Empfehlung von Elke Heidenreich in ihrer TV-Sendung „Lesen!“.
- 2007 publizierte das Institut für Demoskopie eine aktualisierte repräsentative Studie u. a. mit der Frage: „Von wem gehen heute die wichtigsten Impulse für die Gestaltung unserer Zukunft aus?“ Für die Antwort: „Von der Philosophie“ entschieden sich 2002: 7%, aber 2006 bereits 15 (!)% der Befragten.
- Auch in der Öffentlichkeit bzw. in der veröffentlichten Meinung ist ein Ethik-Boom zu beobachten – nicht zuletzt im Zusammenhang mit kontroversen Diskussionen über Werte („Was hält die Gesellschaft noch zusammen?“), Fundamentalismus (Islamismus, „Kopftuch“-Streit), Bio-Ethik, Ethikkommissionen u. ä.

Auffällig: Das breite(re) Interesse an Philosophie hat die akademischen Gefilde längst verlassen. Nicht nur die bereits erwähnte massenmedial verbreitete Philosophie spricht dafür, sondern es gibt auch ungewöhnliche Varianten tradierter Philosophie wie z.B. „Philosophische Praxen“ und „Philosophische Cafés“.

Und nota bene gibt es die Philosophieangebote der Volkshochschulen, anderer Institutionen und privater Anbieter, die z.B. „Philosophische Reisen auf den Spuren Nietzsches“ oder „Denk-Wochen“ durchführen.

Dass es derzeit so etwas wie eine Konjunktur in Sachen Philosophie gibt, und dass die Prognosen günstig sind, liegt vor allem an den sich z. T. dramatisch verändernden sozi-kulturellen Rahmenbedingungen.

I.1 Veränderung der sozio-kulturellen Rahmenbedingungen

In den letzten Jahren haben sich die sozio-kulturellen Rahmenbedingungen z. T. dramatisch verändert. Deren langfristig wirksame Konsequenzen lassen sich zwar noch nicht hinreichend präzise abschätzen, sicher ist jedoch, dass sich auch die Philosophie ihnen nicht entziehen kann (bzw. sollte).

Charakteristisch für alle im Folgenden beschriebenen Wandlungsprozesse ist **die Gleichzeitigkeit des Gegenläufigen**:

- ambivalente, gleichermaßen chancenreiche wie problematische Globalisierungsprozesse (die „neue Skrupellosigkeit“ des Neoliberalismus - aber auch grenzüberschreitende Kooperationen, Abbau tradierter Feindbilder u. a.).
- Umweltzerstörungen mit globalen Auswirkungen, verbunden mit einem zunehmend sensibilisierten Bewusstsein von der Endlichkeit der Ressourcen und der begrenzten Belastbarkeit der Ökosysteme; wesentliche philosophische Dimension: die Notwendigkeit einer generationen- und raumübergreifenden Ethik.
- Migrationsbewegungen und zunehmende Konfrontation mit Fremdem (Menschen, Kulturen, Wertesysteme...); dadurch bedingt: Integrationschancen und -probleme. Nach Angaben internationaler Organisationen ist die Anzahl der Migrantinnen und Migranten von 1970 bis 2000 von 82 auf 175 Millionen gestiegen!
- aggressive Formen von Fremdenfeindlichkeit, ethnisch motivierte Gewalt; weltanschaulich-religiös geprägte Fundamentalismen u. ä.
- „Neue Kriege“ (asymmetrische Kriege; Entgrenzung und Entstaatlichung von Kriegen; Terrorismus mit globalen und regionalen Dimensionen). Fragestellung: Was könnte die (politische) Philosophie in diesem Kontext leisten?
- der demografische Wandel wird unsere Gesellschaft folgenreich verändern (Sozialsysteme, Mentalitäten, Solidarität, kulturelle Ansprüche...).
- Ausdifferenzierung der Telekommunikation und der Medienlandschaft auf dem Weg in die „Informations- und Wissensgesellschaft“ mit der Gewissheit, dass das forcierte medientechnische Innovationstempo fast alle Bereiche der gesellschaftlichen und individuellen Realität nachhaltig verändern wird.
- technische Entwicklungen mit kaum noch überschaubaren ethisch-moralischen Auswirkungen überfordern viele Menschen und fordern (auch) die Philosophie heraus, z. B. in der Intensivmedizin (ethische Probleme der Euthanasie, der Organtransplantation u. a.), in der Gentechnik (Stammzellforschung u. a.), in der Gehirn- und Bewusstseinsforschung (z.B. die Frage, ob der Mensch einen freien Willen hat, oder ob ihm das Gehirn nur eine Illusion vorgaukelt), im Bereich Multimedia (selektive Weltbilder, virtuelle Realitäten u. a.).

I.2 Konsequenzen für eine Philosophie „unter den Wolken“ (Jürgen Mittelstraß)

Für die Philosophie sind einige Merkmale gesellschaftlicher Enttraditionalisierung und einige Konsequenzen von Modernisierungsschüben besonders relevant:

- a) Die Auswirkungen des sozio-kulturellen und des ökonomisch-technologischen Strukturwandels haben die Erosion tradierter Wertvorstellungen, Orientierungsmuster und Sinnreservoirs verstärkt ('Entzauberung' des Glaubens, des Klassenbewusstseins, des Vertrauens in die Kompetenz der Wissenschaft, Abnahme der Bindungskraft traditioneller Großorganisationen wie Kirchen, Parteien u. ä.).
Zum Teil jahrzehntelang geltende, bzw. akzeptierte Orientierungsmuster sind fadenscheinig geworden.

- b) Das Beschleunigungstempo gesellschaftlicher Veränderungsprozesse nimmt zu. Diese Wandlungsprozesse vollziehen sich widersprüchlich und im Krebsgang, aber sie lassen sich empirisch valide belegen.
- c) Bei immer mehr Menschen schwindet die Zuversicht, dass im Neben- und Gegeneinander der unterschiedlichsten Bewegungen noch Orientierung möglich sei. Als Folge der skizzierten Enttraditionalisierungen und Modernisierungsschübe erfahren oder fühlen immer mehr Menschen, dass sie sich in den komplexen, interdependenten Verhältnissen, Problemen und Anforderungen nicht mehr hinlänglich zu orientieren vermögen.
- Auf der persönlichen Ebene kann das zu Stress (= subjektive Überforderungsängste), aber auch zu Resignation, zur "weisen Müdigkeit" der Skeptiker, zu Maßlosigkeit, zum Zynismus o. a. führen,
 - im gesellschaftlichen Bereich zu Orientierungslosigkeit, Beliebigkeit und zunehmend auch zur Hysterisierung.
- d) Die als Folge des so genannten "Wertwandels" festgestellte Pluralisierung von Lebensstilen führt(e) u. a. zu Individualisierungstendenzen. Auch wenn der Begriff "Wertewandel" umstritten ist, gibt es doch einige für die meisten Forscher konsensfähige Trends:
- In der BRD verlief der Wertewandel von den Pflicht- und Akzeptanzwerten in der Wiederaufbau-Zeit nach 1945 und dem „Wirtschaftswunder“
 - über die Erlebnisorientierung in den 1970er bis 1990er Jahren (Lustgewinn, Geld, Ich, Fun...)
 - und scheint sich derzeit in Richtung Sinn-Suche (Erfahrungsintensität, Engagement, Freundschaft, Spiritualität, "wellbeing"...) weiter zu entwickeln.
- e) In einer "Risikogesellschaft" (Beck, 1986) vollzieht sich die Individualisierung als ambivalenter Prozess der Freisetzung von Individuen aus sozio-kulturellen Bindungen und Selbstverständlichkeiten – allerdings mit der Notwendigkeit, **beide** Fragen beantworten zu müssen:
- Befreit – wovon?
Befreit – wozu?

Die Chance autonomer Gestaltung der Lebensbedingungen gilt zwar seit der Aufklärungs-epoche als großes Ziel, ist aber ohne die Kehrseite nicht zu haben: den Zwang zu wählen und sich zu entscheiden. Sartre: *"Der Mensch ist zur Freiheit verurteilt."*

Die ständig erweiterten "Möglichkeitshorizonte" bieten einerseits einen Gewinn an individuellen Wahlmöglichkeiten und damit an Freiheit, andererseits bedeutet die Entwertung traditioneller Muster der Lebensführung einen Verlust an Sicherheit, Halt und Orientierung. Werte, Normen und Lebensformen stehen zur Wahl, werden gesucht, geklärt, ausgehandelt und verändert. Diese Gestaltungsfreiheit führt zu einem "**Freiheitsdilemma**", weil eben beide oben genannten Fragen beantwortet werden müssen.

Freiheit, in konkrete Praxis umgesetzt, produziert zwangsläufig Enttäuschungen, weil die Ansprüche und Bedürfnisse immer höher sind als die Chancen ihrer Realisierung (Enttäuschungen setzen voraus, dass man sich vorher getäuscht hat).

Fazit und Konsequenz:

Das Janusköpfige der Wandlungsprozesse und Modernisierungsschübe fordert die Philosophie heraus, eröffnet ihr aber zugleich auch beträchtliche Chancen:

Kaum jemand kann sich den sich beschleunigenden Wandlungsprozessen entziehen, nur wenige können sie beeinflussen, und es wird eine entscheidende Zukunftsaufgabe (natürlich: nicht nur!) für die Philosophie sein, dazu beizutragen, dass möglichst viele Menschen als Subjekte an den Wandlungsprozessen teilhaben (können) und nicht nur als ohnmächtige Objekte lediglich Betroffene sind bzw. bleiben.

II. Sinn und Zweck, Preis und Wert. Anmerkungen – nicht nur – zum Nutzen der Allgemeinbildung in einer Zeit im Wandel

II.1 In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich?

Wer über zukünftige und zukunftsfähige Bildung in einer Welt im Wandel nachdenkt, sollte auch bedenken, in welcher Gesellschaft wir eigentlich leben.

In philosophischen Abhandlungen und soziologischen Analysen wird unsere in Bewegung geratene moderne Gesellschaft mit einer Fülle von Diagnosebegriffen beschrieben:

- „Neue Unübersichtlichkeit“ (Habermas)
- Postmoderne
- Risikogesellschaft (Beck)
- Spaßgesellschaft oder (zurückhaltender formuliert): Erlebnisgesellschaft
- „entfesselte Gesellschaft“ (Anthony Giddens) mit dem schönen Doppelsinn: befreit von Fesseln, aber auch: wie in Goethes Zauberlehrling außer Kontrolle geraten.

Man spricht von der Informations- und Wissensgesellschaft und betont, dass wir in einer **Leistungsgesellschaft** leben. ... in einer Leistungsgesellschaft? Stimmt das überhaupt?

Ich melde Zweifel an und warne vor Illusionen: Wir leben - erstens - entschieden weniger in einer Leistungs- als in einer **(1.) Erfolgsgesellschaft**. Nicht, ob etwas sinnvoll, wertvoll oder wünschenswert ist, entscheidet in der Regel, sondern ob es

- machbar oder
- durchsetzbar ist.

Das Sollen verblasst neben dem Können. Erfolg zählt vor allem – nicht Leistung. Und 'Erfolg' wird nach einem Kosten-Nutzen-Kalkül bewertet: Ist, was geleistet wird,

- vermarktbar (im Sinne von: verkäuflich)?
- Lässt es sich öffentlichkeitswirksam präsentieren?
- Stimmen Quote, Kurs oder Bilanz?

Bezüglich der Konsequenzen für die Bildung führt das in zunehmendem Maße dazu, dass in einer auf Erfolg fixierten Gesellschaft Allgemeinbildung, also: philosophische, politische, ästhetische oder persönlichkeitsorientierte Bildung schlechte Karten haben.

Auch das Etikett **(2.) „Informationsgesellschaft“** Etikett verbirgt eine Mogelpackung. Ich gebe zu bedenken, dass wir durchaus nicht in einer Informationsgesellschaft leben, sondern allenfalls in einer Informationsangebotsgesellschaft.

Was nützen die im Netz überreich verfügbaren Informationen, wenn sie nicht sinnvoll verarbeitet werden? Schon 1975 (!) bemerkte der amerikanische Computerwissenschaftler Joseph Weizenbaum in einem Stoßseufzer-Aphorismus:

*„Die Menschen suchen nach Erkenntnissen,
und sie ertrinken in Informationen.“*

Information ist nicht Wissen, und Wissen ist noch keine Bildung.

Bleibt noch – drittens - die oft zitierte **(3.) „Wissensgesellschaft“**, die derzeit besonders häufig beschworen wird als entscheidend für den „Standort Deutschland“. Aber:

Die bloße Anhäufung von Wissen ist nicht zukunftsfähig. In unserer Gesellschaft, vor allem in den Universitäten und Forschungseinrichtungen, wird immer mehr Wissen produziert mit der Folge, dass das Wissen immer differenzierter, immer detaillierter und immer spezialisierter wird. Das Spezialistentum nimmt zu – sicherlich zu unserem Vorteil, aber man sollte das Problem nicht übersehen, das Ortega y Gasset bereits um 1930 (ich wiederhole: um 1930!) beschrieben hat:

„Der Spezialist ist nicht gebildet; denn er kümmert sich um nichts, was nicht in sein Fach schlägt. Aber er ist auch nicht ungebildet, denn er ist ein Mann der Wissenschaft und weiß in seinem Weltausschnitt glänzend Bescheid. Wir werden ihn einen gelehrten Ignoranten nennen müssen; das ist eine überaus ernste Angelegenheit, denn es besagt, dass er sich in allen Fragen, von denen er nichts versteht, mit der ganzen Anmaßung eines Mannes aufführen wird, der in seinem Spezialgebiet eine Autorität ist.“

Ortega y Gasset, Aufstand der Massen. Die Barbarei des Spezialistentums (1930)

Die schon vor Jahren von Jürgen Mittelstraß eingeforderte notwendige Differenzierung zwischen Verfügungswissen und Orientierungswissen ist aktueller denn je, aber in unserer als „Wissensgesellschaft“ definierten Gesellschaft zählt Wissen vorzugsweise dann, wenn es quantifizierbar, ergebnisorientiert und zertifizierbar, also:

- verwertbar und verkäuflich ist.

Symbolisches Wissen, Fantasie, Kreativität, Intuition, aber auch soziale Kompetenzen wie Einfühlungsvermögen, Solidarität u. a. werden dann zwar noch als „soft skills“ akzeptiert, diese haben aber ebenfalls als so genannte „Schlüsselqualifikationen“ ihre Daseinsberechtigung nachzuweisen (tatsächlich: nachzuweisen!). Und auch die PISA-Studie (die immerhin für beträchtliches Aufsehen und dafür gesorgt hat, dass ‚Bildung‘ öffentlich diskutiert worden ist) bewertet nur abfragbares, abprüfbares, direkt verwertbares Wissen, nicht aber die o. a. humanen Kompetenzen!

Ich gebe nachdrücklich zu bedenken, dass eine bloße Anhäufung noch so qualifizierten Wissens nicht zukunftsfähig wäre. Denn: Wissen als solches ist kein Wert an sich. Man muss, wie Sie wissen, viel wissen, um eine Steuererklärung oder eine Bilanz geschickt fälschen zu können.

Und ich setze ganz bewusst noch einen drauf: Man muss auch viel wissen, um ein KZ führen zu können!

Wissen ohne Bewertung bleibt sinnleer!

Je stärker Technik, Naturwissenschaft und Ökonomie das Veränderungstempo unserer Gesellschaft forcieren, desto notwendiger werden die Kultur- und Geisteswissenschaften (notwendig im Sinne von not-wendend). Denn: Technische oder ökonomische Innovation als solche ist kein Wert an sich, und wenn man fortschreitet, schadet es nicht, darüber nachzudenken, was man zurücklässt und wovon man sich entfernt, wenn man fort-schreitet.

Die Zukunft kommt von alleine. Der Fortschritt nicht.

Exkurs:

Der Unterschied zwischen Wissen und Bildung wurde mir vor ein paar Wochen wieder einmal deutlich, als ich in Düsseldorf an einem Kongress zur Gehirn- und Bewusstseinsforschung teilgenommen habe. Dort referierte u. a. ein amerikanischer Neuro-Biologe, der als heißer Nobelpreiskandidat gehandelt wird, über die Möglichkeiten und Grenzen der Mensch-Maschine-Kopplung, also: über Chancen, menschliche Gehirne direkt mit Computern zu verbinden zur wechselseitigen Steigerung der jeweiligen Leistungsfähigkeit.

Es war ein eindrucksvoller, temperamentvoller Vortrag eines sympathischen, fröhlichen, hoch kompetenten Wissenschaftlers. Es gab zu Recht viel Beifall. In der anschließenden Diskussion wurde er gefragt:

Er habe viel über die Möglichkeiten der Mensch-Maschine-Kopplung gesprochen, aber nur wenig über die Grenzen, und dann auch nur über die Grenzen technischer Machbarkeit.

Gefragt, ob es denn nicht auch ethische oder moralische Grenzen gebe, merkte man deutlich, dass er die Frage zwar verstanden, nicht aber wirklich begriffen hatte: Er reagierte ebenso fröhlich wie naiv und keineswegs verärgert, sondern nur ein wenig verwundert: Er fühle sich dafür verantwortlich, seinen Job so gut wie möglich zu machen, für Ethik und „politics“ sei er nicht zuständig, dafür gebe es bei ihnen andere „departements“.

Nicht zuletzt im Zusammenhang mit der jetzt gerade wieder kursierenden „Eliten-Diskussion“ halte ich das für bemerkenswert: Zur Elite zählt üblicherweise jemand, der fachliches Wissen und persönliche Leistungsbereitschaft in besonders hohem Maße vereint. Das mag für eine bloße Wissensgesellschaft auch ausreichen, aber ich wiederhole: Wissen ohne Bewertung bleibt sinnlos, und ich warne vor einer Elite, die sich für moralische und ethische Fragen nicht (mehr) zuständig fühlt!

II.2 Die Verbetriebswirtschaftlichung (nicht nur!) der Weiterbildung

Die 'Verbetriebswirtschaftlichung' weiter Lebensbereiche nimmt zu:

Gewinnorientierung, Nachfragepräferenzen und das Streben nach Effizienz erfassen immer mehr Lebensbereiche und unterwerfen sie einem Nützlichkeitskalkül.

Die Konsequenzen einer derart ökonomistischen Engführung hat Friedrich Nietzsche bereits vor über hundert Jahren erkannt:

*„Man sehe nur erst in der Bildung etwas, das Nutzen bringt:
so wird man bald das, was Nutzen bringt, mit der Bildung verwechseln.“*

Was ist das für eine Bildung, die vorrangig den Zweck, nicht aber mehr den Sinn beachtet – und wie zukunftsfähig wäre eine Weiterbildung, in der mehr über die Kosten und den Preis als über den Wert von Bildung diskutiert wird?

Ich befürchte nun Missverständnisse: Wenn ich die Tendenz zur Verbetriebswirtschaftlichung der Weiterbildung kritisiere, geht es mir also selbstverständlich nicht um Kostenbewusstsein oder zeitgemäßes Management, sondern ich kritisiere die ökonomistische Engführung des Weiterbildungsbegriffs.

Weiterbildung ist entschieden mehr als bloße Anpassungsqualifikation oder Informationsmanagement! Und der Mensch ist mehr als ein informationsverarbeitendes Lebewesen!

Unsere Kulturgeschichte ist – und zwar mit Recht! – stolz darauf, dass Bildung dazu beigetragen hat, die politischen und sozialen Verhältnisse menschlicher, humaner zu gestalten. Heute drängt sich mir gelegentlich der Verdacht auf, dass Weiterbildung nicht mehr dazu dienen soll, die Verhältnisse menschlicher, sondern die Menschen verhältnismäßiger zu machen, nämlich: flexibel, mobil und anpassungsfähig an die Anforderungen des Arbeitsmarktes.

Welche Bildung brauchen wir?

Welche Bildung wollen wir?

II.3 Welche Bildung sollten wir wollen?

*„Der Mensch ist das Wesen,
das stets mehr will, als es kann,
und mehr kann, als es soll.“*

Wolfgang Wickler (Verhaltensforscher)

Es ist ein Wesensmerkmal des Menschen, Grenzen überschreiten zu wollen, neugierig und wissbegierig zu sein. Ohne diese Neugier gäbe es keinen Fortschritt.

Aber – und das ist das im zweiten Teil des Zitats angesprochene Problem - : Der Mensch ist auch das Wesen, das von der Natur gegebene Grenzen planmäßig zu überschreiten vermag:

Also: Was sollten wir wollen?

Welche Grenzen sollten wir in wohlverstandener Eigeninteresse nicht überschreiten?

Wenn es darum geht, auch den Nutzen der Bildung zu beschreiben, könnte eine Antwort lauten:

Bildung, wie wir sie heute und zukünftig brauchen, sollte die Menschen befähigen, den Balanceakt zwischen Wollen, Können und Sollen zu meistern.

II.4 Über die Notwendigkeit, Begriffe zu klären

(Der Schüler) Zi-lu fragte **Konfuzius**:

„Wenn Euch der Herrscher des Staates die Regierung anvertraute – was würdet Ihr zuerst tun?“

Konfuzius antwortete:

„Unbedingt die Begriffe richtig stellen!“

Darauf Zi-lu:

„Damit würdet Ihr beginnen? Das ist doch abwegig! Wieso müssen zuerst die Begriffe geklärt werden?“

Konfuzius:

„Stimmen die Begriffe und Bezeichnungen nicht, so ist die Sprache konfus.“

Ist die Sprache konfus, so entstehen Unordnung und Misserfolg.

Gibt es Unordnung und Misserfolg, geraten Anstand und gute Sitten in Verfall.

Darum müssen Begriffe korrekt benutzt werden, damit man richtig handeln kann.

Man darf niemals Begriffe und Worte leichtfertig benutzen.“

*Intelligenz ist nicht Geist,
Geist ist nicht Verstand,
Verstand ist nicht Vernunft*

Geist hat spätestens seit und im Sinne von Platon mit Navigation zu tun: nämlich mit der vorausschauenden Fähigkeit, auch unter schwierigen Bedingungen ein Ziel planvoll (und nicht nur zufällig!) zu erreichen.

Ein Exkurs in die griechische Antike:

'Geist' bei Platon: „nous kybernetikos“

Kybernetik bei Homer: die Kunst des Steuermanns

Der geist-volle Prototyp der griechischen Mythologie: **Prometheus**.

Prometheus zeichnet sich durch Vorausdenken (pronoia) aus – im Gegensatz zu einem Epimetheus (einem „Hinterherdenker“).

Prometheus nutzt den Geist (nous) im Sinne von „Spürsinn“: als vorausschauende, planende, steuernde Erkenntnis.

Operationale Definitionen:

Intelligenz (ein in der Wissenschaft nicht konsensfähiger Begriff!): ist ein zum großen Teil angeborenes Vermögen, das nach der Geburt individuell ausgebildet wird.

Im weitesten Sinne bezeichnet Intelligenz eine allgemeine Problemlösungs-Fähigkeit.

Verstand

= die Fähigkeit, auf der Basis von Erfahrungen, Wissen, Kenntnissen o.ä. und mit Hilfe schlussfolgernden Denkens Probleme zu lösen.

Der Verstand ermöglicht die („verstehende“) Be- bzw. Erschaffung von Informationen, Erkenntnissen und Wissen.

Vernunft

= die Fähigkeit zu kritischer Handlungsplanung auf der Basis zweckrationaler und ethischer Prinzipien. Wesentlich ist dabei die Fähigkeit, erworbenes Wissen kritisch zu bewerten. Bei diesen Bewertungen/Wertsetzungen spielen Erfahrungen, Emotionen und Interessen eine wesentliche Rolle.

Aus philosophischer Perspektive ist Vernunft das wesentypische menschliche Vermögen des Rechtfertigens oder der Prüfung von Geltungsansprüchen auf der Basis von Gründen (z.B.: eigene Lebensauffassungen, konkurrierende Weltanschauungen, Sinn des Lebens, Handeln und Unterlassen, Normen).

Ähnlich differenzierte Auffassungen vertreten auch berühmte Naturwissenschaftler:

„Der Verstand unterscheidet zwischen dem Möglichen und dem Unmöglichen; die Vernunft zwischen dem Sinnlosen und dem Sinnvollen.

Auch das Mögliche kann sinnlos sein.“

Max Born

„Der Intellekt hat ein scharfes Auge für Methoden und Werkzeuge, aber er ist blind gegen Ziele und Werte.“

Albert Einstein

Zwischenfazit:

Intelligente Lebewesen ohne Vernunft (also: ohne Bildung!) wären, gäbe es sie in Reinkultur, Monster oder Roboter: zwar zu Problemlösungen, nicht aber zu wesentypischen menschlichen Regungen fähig.

Sie wären keine vorausdenkenden Pro-noiker, sondern Para-noiker: „Vorbeidenker“ – vorbei an den Werten und Idealen, die das 'Humanum' ausmachen.

Para-noiker sind auf Erfolg (nicht für Leistung) programmierte informationsverarbeitende, funktionierende Egozentriker.

Informationsverarbeitung ist noch nicht Lernen,

Lernen ist noch nicht Wissen,

und Wissen ist noch keine Bildung.

Bildung gibt es nur im Singular (aber es gibt viele Ausbildungen).

Der Begriff Bildung bezieht sich sowohl auf den Prozess (sich bilden) als auch auf den Zustand (gebildet sein). Bildung bezeichnet die Entwicklung bzw. Entfaltung der wesentypischen Fähigkeiten eines Menschen.

Basis dieses Bildungsprozesses: ein komplexes Wechselspiel (biologisch-genetische Disposition/Konstitution + Umwelteinflüsse + Sozialisation + Kulturation + weitere Einflussfaktoren, die den Menschen zu einer Persönlichkeit machen).

Bildung ist etwas, das Menschen mit sich und für sich machen: Man bildet sich. Ausbilden können uns andere, bilden kann sich jeder nur selbst.

Eine Ausbildung durchlaufen wir mit dem Ziel, etwas zu können. Wenn wir uns dagegen bilden, arbeiten wir daran, etwas zu werden - wir streben danach, auf eine bestimmte Art und Weise in der Welt zu sein.

(Zitat aus einer – höchst lesenswerten! - Festrede von Prof. Dr. Peter Bieri

„Wie wäre es, gebildet zu sein?“ am 4.11.05 in der Universität Bern)

Bildung setzt Lernkompetenzen voraus, aber Bildung beinhaltet darüber hinaus wesentlich die *Fähigkeit zu wertenden Beurteilungen*.

Bildung erwirbt man nicht durch die Akkumulation von Wissenspartikeln, sondern Bildung ist das Resultat einer Persönlichkeitsentwicklung unter Nutzung des verfügbaren Wissens.

Spätestens seit dem Humanismus (und damit auf der Basis der antiken Philosophie) ist Bildung mit der Kompetenz der Selbstvervollkommnung verbunden (Formel: *„Der Mensch kann alles aus sich machen“*; ähnlich: Rousseau und Humboldt).

Bildung beschreibt also ein reflektiertes Verhältnis zu sich selbst, zu anderen Menschen und zur Umwelt. Bildung (nicht Wissen allein) befähigt den Menschen zur Gestaltung seines Lebens nach selbst gesetzten Zielen.

*Informierte Menschen können unwissend sein,
wissende Menschen ungebildet.
Und manchmal sind – leider – auch gebildete Menschen uninformiert.*

Zum Abschluss ein weiterer **Ausflug in die Antike:**

Aristipp von Kyrene lebte vor rund 2500 Jahren und formulierte anschaulich und weitsichtig zugleich die Beziehung zwischen Freiheit, Bildung und ihrem Preis.

Aristipp kam zu der komprimierten Einsicht:

Freiheit setzt Bildung voraus, und umgekehrt begründet Bildung Freiheit.

Beides hat aber ihren Preis. Also: Wer in Bildung investiert, investiert in Freiheit.

Bei Aristipp liest sich das wie folgt:

Einer wollte seinen Sohn zum Unterricht bei Aristipp anmelden, der aber verlangte ein Honorar von 500 Drachmen.

„Dafür kann ich mir ja einen Sklaven kaufen!“ rief der Vater.

„Tu das“, gab Aristipp zurück, „dann hast du zwei“.

III. Trendwende zur „Sinngesellschaft“?

*„Die Menschen durchleben jetzt alle zu viel
und durchdenken zu wenig.“*

Friedrich Nietzsche, Menschliches, Allzumenschliches II

Erleben wir derzeit das Ende der "Erlebnis- bzw. Spaßgesellschaft"?

Der Soziologe Gerhard Schulze beschrieb und analysierte in den 1980er und 1990er Jahren die so genannte "Erlebnissgesellschaft". Demnach setzte sich ein erheblicher Teil der deutschen Bevölkerung in jenen Jahren das Ziel, ein möglichst schönes, erlebnisreiches Leben zu führen. Die Diagnose betraf eine Gesellschaft, die relativ sorglos und wohlhabend war. Hohe industrielle Produktivität erlaubte den Arbeitnehmern viel Freizeit (was teils abfällig, teils sorgenvoll den Begriff von der "Freizeitgesellschaft" provozierte). Eine "Freizeitindustrie" entwickelte sich, die immer professioneller „Events“ inszenierte und verkaufte. Es entstanden "Erlebnisswelten" an der Schnittstelle von Konsum, Kultur und Sport – und die traten in Konkurrenz zu etablierten, öffentlich subventionierten Institutionen.

Die "Erlebnissgesellschaft" fand ihre konsequente Zuspitzung in der "Spaßgesellschaft". Spaß wurde zum Schlüsselbegriff, und in manchen Feuilletons wurde bereits die "Spaß-Diktatur" befürchtet. Charakteristische Merkmale der Spaßgesellschaft (nach Felizitas Romeiß-Stracke, 2005):

- Extrovertiert (also: immer "gut drauf", immer in der angesagten Szene, immer cool und trendy gestylt u. a.);
- extrem (mehr, höher, weiter, schneller, größer ...);
- exotisch (möglichst ausgefallen, ver-rückt, auffallend, un-gewöhnlich u. a.);
- eklektisch (postmoderne Beliebigkeit, keine Vorgaben, bewusste Stilbrüche im Outfit und Verhalten u. a.).

Bereits Mitte der 1990er Jahre jedoch mehrten sich die skeptischen Stimmen, die darauf hinwiesen, dass die "Erlebnissgesellschaft" auf die innere Logik permanenter Steigerung angewiesen sei und zwangsläufig an ihre Grenzen stoßen müsse.

Erstens kommen nur diejenigen in den Genuss der Event-Kultur, die sich's leisten können – und das sind durchaus nicht alle Teile der Bevölkerung! Es gibt einen sozialen "numerus clausus" in unserer Multioptiongesellschaft.

Zweitens sorgt die "Steigerungslogik" dafür, dass eine bloße Event-Kultur schnell in eine Falle gerät: Events lassen sich nicht beliebig wiederholen, sondern eigentlich nur steigern, z.B. durch die ständige Erhöhung der Reizdosis in immer kürzeren Zeitintervallen.

Nur: Wer hält das aus? Wer hält das durch?

Nicht zuletzt das "allgemeine Gesetz vom abnehmenden Grenznutzen" sorgt dafür, dass eine zur Spaßgesellschaft pervertierte Erlebnisgesellschaft die von vielen kommerziellen, ideologischen u. a. Interessen hochgeschraubten Erwartungen, Hoffnungen und Bedürfnisse der Bevölkerung nicht nachhaltig erfüllen kann.

Horst Opaschowski (2005) bringt die Trendwende auf den Punkt: Der Trend zur Erlebnisorientierung hat seinen Zenit bereits überschritten.

Die Zukunft wird zunehmend der Sinnorientierung gehören – entsprechend der Formel:

Von der Flucht in die Sinne zur Suche nach dem Sinn.

Sinnorientierung wird zu einer wichtigen Ressource der Zukunft, und demnach werden Zukunftsmärkte auch immer Sinnmärkte sein, bezogen auf Kultur, Bildung, Gesundheit (Trend von der Wellness zum Wellbeing) u. a.

Well-Being in der "Sinngesellschaft"

Charakteristische Merkmale einer Sinngesellschaft:

- Es geht letztlich um Authentizität und Lebensqualität, und für Bildungsinstitutionen kommt es darauf an, potentielle Sinn suchende Teilnehmende mit *Wertebotschaften* statt mit bloßen Werbebotschaften zu erreichen. Die Suche nach Sinn und Orientierung dient dazu, Individualität und soziale Geborgenheit zu fördern, ein Für-Sich-Sein zu ermöglichen, ohne das Dabei-Sein und das Dazu-Gehören auszuschließen.
- Die Bereicherung der eigenen Lebensqualität wird nicht mehr mit der bloßen Steigerung des materiellen Lebensstandards verwechselt. Die Sinngesellschaft möchte nicht auf Konsum verzichten, aber dieser Konsum sollte werthaltig sein, und der Trend geht dahin, die Niveaustufen des Konsums anzuheben.
- Die Entwicklung zur "Sinngesellschaft" kann (auch) die Weiterbildungslandschaft folgenreich verändern. Die soziale Dimension gewinnt zunehmend an Bedeutung. Im organisierten Sport z.B. wurde die soziale Dimension oft überschätzt ("im Verein ist Sport am schönsten"), in Kultur- und Weiterbildungsinstitutionen dagegen eher unterschätzt.

Die soziale Dimension (die Qualität persönlicher Begegnung) stellt einen wesentlichen Anreiz auch für den Besuch von Weiterbildungsveranstaltungen dar. Weiterbildung in einer Sinngesellschaft muss Mehreres bieten: Anregung und Erlebnis, Nachdenklichkeit und Geselligkeit, Bildung und Unterhaltung, Kommunikation und Information.

Stichworte zur Sinngesellschaft (nach Romeiß-Stracke, 2005): Die Sinngesellschaft ist

- introvertiert (d.h. die Menschen achten darauf, was ihnen selbst gut tut – geistig, seelisch und körperlich; Well-being geht über Wellness hinaus;
- intim (Rückzug ins Vertraute, ins Überschaubare, ins Gewohnte – nicht nur in Familien, sondern auch in Cliques, sozialen Milieus u. a.);
- intensiv ("weniger ist mehr", gezielt Ausgewähltes, bewusstes Genießen u.ä.);
- integriert (umfassenderes Interesse, fächerübergreifende Zusammenhänge, Ganzheitlichkeit u. a.).

Voraussetzung für die Gestaltung der eigenen Lebens-Kultur ist die jeweils persönliche "Lebensführungs-Kompetenz" (Wilhelm Schmid, "Philosophie der Lebenskunst"), die erworben werden muss, und bei deren Erwerb die vhs eine gewichtige Rolle spielen könnte.

Die Lebensführungs-Kompetenz soll die Menschen befähigen, sich die erforderlichen Kenntnisse, Fähigkeiten und Wertmaßstäbe anzueignen, die es ihnen ermöglichen, ein selbst bestimmtes Leben zu führen, über sich selbst nachzudenken und nach Sinngehalten zu suchen. Die Autonomie und Selbstverwirklichung spielt zwar nach wie vor eine entscheidende Rolle, aber Lebensführungs-Kompetenz ermöglicht auch selbst verantwortete Begrenzungen, die das Zerfließen praktizierter Freiheit in postmoderner Beliebigkeit verhindert.

Was jeweils als sinn-voll eingeschätzt wird, ist prinzipiell subjektiv, d.h. die Sache jedes einzelnen Menschen.

Und die Konsequenzen für die Philosophie-Angebote der vhs?

Die Entwicklung von der Erlebnis- zur Sinngesellschaft ist für die vhs prinzipiell positiv, denn alle Facetten des breit gefächerten Bildungsangebots können ja zumindest prinzipiell die Sinnsuche und –deutung unterstützen.

Aber Vorsicht: Die Ich-Bezogenheit bleibt!

Es gibt keine Indizien dafür, dass sich die Individualisierungstendenzen abschwächen werden, und auch an der mangelnden Bereitschaft, sich z.B. in Großorganisationen längerfristig zu binden, dürfte sich kaum etwas ändern. Auch die vhs sollte sich also besser nicht auf 'institutionentreue' Teilnehmende verlassen!

Ein Missverständnis wird häufig thematisiert: Zurückgehende Teilnehmerzahlen werden oft mit der mangelnden Attraktivität des Angebots begründet. Zunehmend hat sich jedoch beim Publikum schlicht ein stärker konsumorientiertes Kultur- und Bildungsverständnis entwickelt: Aus dem gebildeten und verlässlichen Stammpublikum sind heute "frei vagabundierende Kultur-Hopper" (Horst Opaschowski, 2005) geworden, die ganz individualistisch nach ihren jeweils persönlichen Bedürfnissen die Angebote aussuchen, wobei ihnen die anbietenden Institutionen relativ gleichgültig sind, wenn nur Qualität, Preis, Ambiente u. ä. stimmen.

Kultur und Konsum, Bildung und Unterhaltung gehen 'Wahlverwandtschaften' ein. Das Publikum hält sich möglichst viele Optionen offen, entscheidet sich häufig sehr kurzfristig und wird auch zukünftig kaum dazu zu bewegen sein, im Interesse der Planungssicherheit der Institution vhs ihr Verhalten zu ändern...

Zudem: Nach wie vor gilt das Charakteristikum der Moderne: die Gleichzeitigkeit des Gegenläufigen. Der Trend zur Sinngesellschaft bedeutet nicht, dass irgendetwas wieder so werden könnte, wie es in (vermeintlich) besseren alten Zeiten war.

Die Erlebnisgesellschaft hat die Wahrnehmungsstandards und die Qualitätsansprüche des Publikums dauerhaft verändert. Die Professionalität der Organisationen, hochwertigeres Ambiente, adäquate Räumlichkeiten und eine inzwischen weit verbreitete professionelle "Erfahrungs-Ökonomie" sorgen dafür, dass das Publikum wesentlich wählerischer geworden ist und sein kann. Auch Bildungsinstitutionen sind ein Bestandteil dieser "Erfahrungs-Ökonomie", ob sie es wollen oder nicht. Und auch die Volkshochschulen müssen sich diesen gehobeneren Qualitätsansprüchen bezüglich der Rahmenbedingungen stellen.

Die Sinngesellschaft ist zwar in ihren Umrissen bereits gut erkennbar, aber – und das erschwert die Diskussion – die Erlebnisgesellschaft ist ja durchaus noch nicht Vergangenheit. Beides wird gegenläufig noch etliche Jahre nebeneinander existieren. Wer die oberflächliche Spaßgesellschaft, die kulturelle Verarmung und die Quotendiktatur beklagt, hat Recht – und wer auf die wachsenden Sinn- und Orientierungsbedürfnisse der Menschen hinweist, hat ebenfalls Recht.

IV. Aufgaben und Ziele einer zeitgemäßen Philosophie

Aufgabe und Ziel der Philosophie (nicht also eines an Effizienzkriterien orientierten, kontrollierten Lernens!) ist es, den freiwillig kommenden Interessenten **qualifiziertes und qualifizierendes Orientierungswissen** und damit Kompetenzen für ein Leben in unserer „Risikogesellschaft“ zu vermitteln, denn Bildung beinhaltet wesentlich die Fähigkeit zur kritischen Bewertung erworbenen Wissens (im Sinne der griechischen Ursprungsbedeutung ‚*krinein*‘ = unterscheiden, differenzieren können).

Dabei kann es - selbstverständlich - nicht Aufgabe der Philosophie an Volkshochschulen sein, derartige Orientierungen autoritär zu setzen. Philosophieangebote können/sollten auf der Basis qualifizierter Informationen (z. B. aus der Philosophiegeschichte) Verständigungs- und Meinungsbildungsprozesse unterstützen und anregen, die die den Teilnehmenden Sinn- und Handlungsorientierung ermöglichen.

Philosophie

- könnte/sollte die Fähigkeit zu vernünftiger Urteils- und Entscheidungsfindung verstärken (im privaten und für den öffentlichen Bereich);
- ermöglicht Perspektivenwechsel im Sinne von Kants „Gesetz liberaler Denkungsart: sich mit den Vorstellungen anderer zu beschäftigen.“ Wer unterschiedliche Perspektiven einzunehmen vermag, ist offen für neue Sichtweisen – sich selbst, anderen Menschen, fremden Kulturen und der Welt gegenüber;
- könnte/sollte „Entschlüsselungskompetenz“ vermitteln ('skeptische Hermeneutik');
- unterstützt die Sinnsuche und –deutung. Auf Orientierungsverluste in der Risikogesellschaft, auf die „Neue Unübersichtlichkeit“ und auf die Erosion tradierter Beziehungsmuster und Bindungen reagieren viele Menschen mit Verunsicherung und dem Wunsch nach ethischen und moralischen Gewissheiten. Die Sinnsuche und -deutung gewinnt einen zunehmend höheren Stellenwert - ein geradezu 'klassisches' Aufgabenfeld der Philosophie!;
- an der vhs hat den Vorteil, einen weltanschaulich neutralen Ort bieten zu können, an dem kontroverse Themen ohne Entscheidungsdruck und Sanktionen diskursiv behandelt werden können. Die Konfrontation mit anderen Argumenten und Positionen ermöglicht die Ausbildung bzw. Überprüfung der eigenen (Wert-)Maßstäbe und verbessert die Reflexions- und Kommunikationsfähigkeit - und damit auch, nebenbei bemerkt, die „demokratischen Schlüsselkompetenzen“;
- hat die Chance, in einer massenmedial geprägten Erlebnisgesellschaft einen Beitrag zur Lebensqualität zu leisten, wenn es gelingt, den Muße-Begriff wieder ernst zu nehmen: Statt eines „geschäftigen Müßigganges“ könnte eine Philosophieveranstaltung in der vhs zu einer „muße-vollen Beschäftigung“ werden mit der Möglichkeit,
 - einen Gedanken in Ruhe zu formulieren, ihn zu Ende zu führen und auch einen zweiten und dritten anzufügen;
 - auch einmal in Sackgassen hineinzudenken und über Umwege zu reflektieren,
 - sich konzentriert mit der Meinung anderer Menschen auseinander zu setzen;
 - sich ohne akuten Entscheidungsdruck eine eigene Meinung zu bilden;

Vor einem Missverständnis ist allerdings zu warnen: Philosophie kann Orientierung bieten, garantiert sie aber selbstverständlich nicht. Philosophie ist häufig eher fürs Fragen und für Irritationen zuständig als für vorschnelle Antworten oder gar für 'Lebenshilfe':

„Philosophen bringen aus ihrer Fachtradition, einer zweieinhalbtausendjährigen Tradition der Nichteinigung über Grundsatzpositionen, etwas mit, was interdisziplinär ungemein nützlich ist und was andere Fächer weniger gut können, weil sie es noch nicht zweieinhalbtausend Jahre geübt haben, nämlich leben zu können mit offenen Aporien und Dissensüberschüssen. Das uralte fachliche Laster der Philosophie, ihr chronisches Konsensdefizit, erweist sich als hochmoderne interdisziplinäre Tugend, vor allem als Fertigkeit, Gesprächskonfusion unentmutigt zu überstehen. Auch sonst sind Philosophen einschlägig nützlich, denn was ihre Sachzuständigkeit betrifft, haben sie kein festes Jagdrevier, sondern eine allgemeine Wildererlizenz“ (Odo Marquard, 1998).

Philosophieangebote entsprechen in besonderem Maße dem Bildungsbegriff der Volkshochschulen, wie ihn z. B. Hartmut von Hentig formuliert hat: „Die Menschen stärken und die Sachen klären“ (1996). Das Bildungsziel der vhs ist es, die Fähigkeit zu kritischem, selektivem, orientierendem Umgang mit Wissen sowie Werte wie Gerechtigkeit, Solidarität und Toleranz zu vermitteln.

IV.1 Beispiel: Werte-„Vermittlung“ in der vhs?! Ein Exkurs

Werte und Normen. Moralphilosophische Anmerkungen zur Normierung von Werten

a) Begriffliche Differenzierungen

„Wert“ bezeichnet im allgemeinen Sinne:

→ die Beziehung zwischen einem materiellen oder immateriellen Objekt und einem ‚bewertendem‘ (einschätzenden o. a.) menschlichen Subjekt.

Operationale Definition: **Werte sind relative,**

- in sozio-kulturellem Kontext entstandene, also: zeitbedingte,
- kulturgeprägte und kulturprägende,
- abstrakte,
- individuell angeeignete/internalisierte, ‚gewachsene‘,
- als positiv (also: wünschens- und erstrebenswert) eingeschätzte

orientierungs- und sinnvermittelnde Leitideen (Maximen) für das Verhalten von Menschen.

Als **„Normen“** (Maßstäbe, Regeln, Richtlinien, Gesetze o. a.) können Werte den Aufforderungscharakter einer konkreten, verpflichtenden Verhaltenserwartung erhalten.

Operationale Definition: **Normen sind Anweisungen zu konkretem Handeln bzw. Unterlassen.**

Normen: sind

- Gebote, Verbote oder Erlaubnisse,
- an definierbare Situationen gebunden,
- und sie äußern sich in beobachtbaren Verhaltensweisen.

b) Prinzipielles zu Werten

Bezogen auf die gesellschaftliche Ebene sind Werte die grundlegenden, von der Mehrheit der Gesellschaft als legitim akzeptierten Vorstellungen darüber, was wünschenswert, verbindlich und verhaltenswirksam sein bzw. werden sollte.

Werte wirken in sozio-kulturellem Kontext und im Rahmen von Wertesystemen einer Gesellschaft. Die Maßstäbe, Kriterien und Prinzipien für die jeweils existierenden Wertesysteme sollten das Resultat einer ‚vernünftigen‘ Konsensfindung sein (z.B. nach dem Modell einer diskursiv begründeten Ethik).

Charakteristisches Merkmal:

Werte-Bindungen enthalten ein *passivistisches* Element. An internalisierte Werte mit hinreichend stabiler Bindungswirkung fühlt man sich gebunden, man wird ‚ergriffen‘ – oder eben nicht. Man kann sich *nicht aktiv* für einen Wert entscheiden, und folglich kann man auch nicht gegen einen Wert verstoßen. Willentlich, also: *aktiv* kann man sich nur dafür oder dagegen entscheiden, Normen einzuhalten bzw. zu befolgen.

Dieses *passivistische* Element wert-voller Bindungen führt allerdings nicht dazu, dass wir uns in unserer Willensfreiheit eingeschränkt fühlen. Im Gegenteil: Je intensiver wir unsere Werte-Bindung empfinden, desto stärker ist i. d. R. das Gefühl unserer eigenen Identität (d. h. mit sich selbst in Einklang zu sein und zu handeln).

In Übereinstimmung mit den Erkenntnissen der modernen Gehirnforschung lässt sich plausibel nachvollziehen, warum Werte eine starke Bindungswirkung entfalten (können!):

Werte sind emotional stark besetzte, motivierende Vorstellungen darüber, was jeder einzelne Mensch als des Wünschens wert erachtet, aber Werte sind wesentlich mehr als bloße Wünsche. Werte wirken auf der ‚Metaebene‘ und ermöglichen es uns, unsere Wünsche zu bewerten und dann ggf. normativ verhaltenswirksam werden zu lassen. Voraussetzung: eine hinreichend ausgeprägte, sich ihrer selbst gewisse „Ich-Identität“ mit internalisierten, bindungswirksamen Werten.

c) **Prinzipielles zu Normen**

Im Gegensatz zu Werten sind Normen konkrete Verhaltensaufforderungen mit dem Ziel, in einer Gruppe oder Gesellschaft ein hinreichendes Maß an Kalkulierbarkeit, Regelmäßigkeit, Rechtssicherheit o. ä. zu erreichen. Soziales Leben ist nur möglich, wenn individuelles Verhalten sozialverträglich geregelt wird – und dafür gibt es Normen, Spielregeln, Konventionen, Gebote und Verbote. Wesentliche Unterscheidung:

1. **Kulturelle Normen** (Konventionen, Sitten, Gebräuche u. ä.) bilden ein gewachsenes, zeitgebundenes, komplexes, mehr oder minder flexibles Gefüge aus Wirksamkeit, Verbindlichkeit und Geltung. Kategorien: „Ich soll(te) bzw. kann ...“
Kulturelle Normen zielen – wie auch Werte – darauf ab, nicht nur äußere Verhaltenskonformität zu erreichen, sondern möglichst auch die innere Zustimmung zu sichern (sich also mit sich selbst im Einklang zu befinden).
2. **Rechtsnormen** sind generell-abstrakte, formalisierte Anordnungen, die sich prinzipiell an alle Personen in der Gesellschaft wenden mit dem Ziel, eine unbestimmte Zahl von Einzelfällen (abstrakt) zu regeln. Kategorien: „Ich muss bzw. darf nicht...“
Rechtsnormen werden systematisch sanktioniert, koordiniert und kontrolliert.
Prinzipiell gilt: Ob *kulturelle Normen* (also z.B. auch: moralische Normen) befolgt werden, hängt vom freien Willen des Menschen ab; die Geltung und Befolgung von Rechtsnormen kann auch gegen den Willen von Menschen durchgesetzt werden.

d) **Die Normierung von Werten**

Normen enthalten prinzipiell Wert-Vorstellungen. Jeder Norm muss, wenn sie akzeptabel und verhaltenswirksam werden soll, ein Wert zugrunde liegen – das gilt für vergleichsweise banale Alltagsnormen (wie z.B. die DIN-Normen für Papierformate oder die Ausstattung von Erste-Hilfe-Kästen), aber auch für moralisch hoch-wertige Gebote wie: „Du sollst nicht töten!“

Jede Norm muss wert-haltig begründbar sein, i. d. R. durch die plausible Anfügung eines „weil“:

- Das Papier muss die normierten Maße besitzen, weil es sonst nicht in den Kopierer passt (Wert: Zuverlässigkeit, Kalkulierbarkeit...).
- Man soll in der Nähe eines Kindergartens die Geschwindigkeitsbegrenzung einhalten, weil sonst das Leben eines Kindes gefährdet werden könnte (das sollte aus Einsicht – also: auf der Basis einer wert-haltigen Maxime – geschehen und nicht aus Furcht vor einer per Rechtsnorm angedrohten Strafe).

Beispiel: Die Normierung des Wertes ‚Toleranz‘

Der Wert ‚Toleranz‘ ist – wie Fairness, Respekt u. a. bedeutungsnahe Begriffe – eine spezifische Art des Gerechtigkeitsempfindes.

Meinungslosigkeit ist keine Toleranz. Zu einer wert-vollen Tugend wird Toleranz nur, wenn die Möglichkeit besteht, auch intolerant sein zu können – z.B. in Situationen, in denen beunruhigende, irritierende, lästige Andersartigkeit wahrgenommen wird. Nur wenn ein Mensch einen derartigen Impuls als Konflikt oder gar als Bedrohung empfindet, wird tolerantes, schein-tolerantes oder intolerantes Verhalten wirksam.

Tolerantes Verhalten lässt sich nicht einfordern oder durchsetzen. Toleranz ist ein Wert, also eine wünschens- und erstrebenswerte Maxime für das Verhalten von Menschen, aber keine Norm.

Ziel eines Erziehungs- oder Bildungsprozesses kann es sein, den Wert ‚Toleranz‘ zu normieren, also: verhaltenswirksam werden zu lassen, wobei es wesentlich darauf ankommt, nicht nur äußere Verhaltenskonformität oder Anpassung an die jeweils herrschende „political correctness“ zu erreichen (das wäre bloße Schein-Toleranz!), sondern ein Verhalten, das auf innerer Zustimmung beruht. Nachhaltig wirksam wird der Wert Toleranz nur auf einer internalisierten/angeeigneten/gewachsenen Werte-Basis: bei innerer Überzeugung und als subjektives Bedürfnis (also nicht bei von Politikern, Eltern o. a. Autoritäten eingefordertem ‚objektiven‘ Bedarf!)

Da der Mensch nicht tolerant geboren wird, muss (und kann!) Toleranzkompetenz erworben, ausgebildet, gefördert und lebensbegleitend geübt/trainiert werden. Damit Toleranz (als spezifische Art des Gerechtigkeitsempfindens) nachhaltig wirken kann, muss sie nicht nur ausgebildet, sondern auch wahrgenommen und erfahren werden. Dabei spielen Vorbilder eine entscheidende Rolle, vor allem:

- die konkreten Erfahrungen mit (hoffentlich: glaub- und vertrauenswürdigen) Bezugspersonen;
- die Art und Weise, wie öffentlich wirkende Akteure (Politiker, Idole, Stars...) wahrgenommen werden.

e) Werte und Normen

Der Mensch ist ein prinzipiell kulturabhängiges, aber auch kulturfähiges Lebewesen.

Grundlage von Werten sind menschliche **Bedürfnisse**.

Hauptbedürfnisse:

1. Vitale Entfaltung und Kontakte,
2. personale und soziale Entfaltung mit einer insgesamt positiven Anerkennungsbilanz,
3. existentielle, geistige, ästhetische, spirituelle o.ä. Bedürfnisse.
 - a) Menschliche Bedürfnisse werden zu **kulturellen Werten**, wenn sie sozial dominant werden bzw. sind (z.B.: Teilnahme und Teilhabe am kulturellen Leben).
 - b) Kulturelle Werte werden als Normen zu **Rechtsgütern**, wenn ihr Bestand von der Gesellschaft als relevant und schutzbedürftig eingeschätzt wird. Ihr Schutz wird sanktioniert, koordiniert und kontrolliert (z.B.: Katalog der Menschen- und der Grundrechte, positive und negative Freiheitsrechte, aber auch der Unterhalt von Museen, Bibliotheken und Bildungsinstitutionen als öffentliche Aufgaben).

Werte – individuelle wie gesellschaftlich-verallgemeinerungsfähige – basieren auf *Bedürfnissen* und entsprechen durchaus nicht immer dem ‚von oben‘ (von politischen oder gesellschaftlichen Eliten, Meinungsführern o. ä.) definierten ‚Werte-Bedarf‘, der i. d. R. im Zusammenhang mit zeitdiagnostischen Begriffen wie „Werteverlust“, „Wertewandel“ o. ä. beklagt oder eingefordert wird. Bindungswirksame Werte sind untrennbar mit subjektiven Bedürfnissen verbunden und können weder ‚von oben‘ oktroyiert noch ergebnissicher vermittelt oder anerzogen werden.

f) Die Internalisierung bindungswirksamer Werte in einer pluralistischen Gesellschaft

Die Erkenntnisse der modernen Gehirnforschung bestätigen: Bindungswirksame Werte werden nicht durch Belehrung und auch nicht in erster Linie als Resultat argumentativ-zweckrationaler Abwägungen internalisiert, sondern in einem Prozess, in dem die subjektive Bewertung von Erlebnissen, Erfahrungen, Vorbildern u. ä. die entscheidende Rolle spielt. Werte müssen, damit sie nachhaltig verhaltenswirksam werden können, ‚wachsen‘ und ‚reifen‘ (können).

In Anlehnung an Hans Joas („Die Entstehung der Werte“, 1999, und „Die kulturellen Werte Europas“, 2005) sollten Wertebindungen in einer säkularen, pluralistischen und von Kontingenzerfahrungen geprägten Gesellschaft drei Bedingungen erfüllen:

1. **Prozedualisierung**
Gemeint ist die – keineswegs: wert-freie! – Bereitschaft, konkurrierende Werte anzuerkennen und Verfahren zu akzeptieren, wie aus dieser Konkurrenz entstehende Konflikte gewaltfrei geregelt werden können. Im Interesse eines sozialverträglichen Zusammenlebens müssen grundlegende Werte wie z.B. Toleranz, Fairness oder Pluralismus verhaltenswirksam werden (können).
Die Prozedualisierung ist notwendig, weil in unserer modernen Gesellschaft Konflikte zwischen konkurrierenden Wertvorstellungen (z.B. zwischen Freiheit und Geborgenheit oder zwischen Freiheit und Gleichheit) normal, konstitutiv und unvermeidlich sind.
2. **Wertegeneralisierung**
Damit ist weder eine neutralisierende Nivellierung von Werten gemeint noch ein rein intellektuelles Verschieben auf eine Metaebene, sondern das Bemühen, die Verallgemeinerungsfähigkeit verschiedenartiger Wertetraditionen zu betonen, ohne die affektiven

Komponenten der eigenen Werte zu ignorieren. Das könnte z.B. in interkulturellen Dialogen über Menschenrechte, Menschenwürde, Nächstenliebe, die Universalisierbarkeit der UN-Menschenrechtsdeklaration von 1948 u. a. geschehen.

3. Empathie

Also: die Einfühlungsfähigkeit, die Welt auch mit den Augen anderer Menschen zu sehen (eine Kompetenz, die bereits bei Immanuel Kant in seiner Aufklärungsschrift und in seiner „Anthropologie in pragmatischer Absicht“ eine wesentliche Rolle gespielt hat!).

Alle drei Kriterien der Werteaneignung sind auf gesellschaftliche (auch institutionelle) Rahmenbedingungen und auf individuelle Kompetenzen angewiesen.

IV.2 Werte-Pluralismus in einer säkularen, offenen Gesellschaft.

Wie viel Konsens benötigen wir, damit wir uns wie viel Dissens leisten können?

In einer säkularen, modernen Gesellschaft sind Konflikte zwischen konkurrierenden Wertevorstellungen (z. B. zwischen Freiheit und Gleichheit) normal, konstitutiv und unvermeidlich.

Voraussetzung für eine sozialverträgliche Regelung dieser Konflikte ist die Bereitschaft der Menschen, konkurrierende Wertevorstellungen zu respektieren. Für legitime, sozialverträgliche Konfliktregelungen ist ein Mindestmaß an soziokultureller und zivilisatorischer Homogenität nötig, um den Dissens divergierender weltanschaulicher Positionen nicht nur erdulden, sondern als Wesensmerkmal einer offenen Gesellschaft wertschätzen zu können. Dieser Minimalkonsens hat die Funktion, Dissens über Glaubensüberzeugungen und subjektive Wahrheitsansprüche zu ermöglichen bzw. zu respektieren, ohne die Funktionsfähigkeit einer Gesellschaft ernsthaft zu gefährden. In öffentlichen Diskussionen auf der Basis verfassungsrechtlich garantierter Prozeduren muss geklärt werden, welche Überzeugungen wir respektieren und wann wir nicht mehr tolerant sein wollen.

Die Abwägung divergierender Grundrechtspositionen und die notwendige Prozeduralisierung regelt letztendlich unser Grundgesetz. Das Ergebnis dieser Entscheidungsprozesse kann nicht neutral (geschweige denn: absolut gültig) sein, darf aber Geltung beanspruchen, die der Gesetzgeber im Interesse verlässlicher Rechtssicherheit zu garantieren hat.

Thesen zu einem Minimalkonsens,

der über alle Differenzen hinweg von allen Mitgliedern der Gesellschaft akzeptiert werden sollte.

1. Legitimationsbasis: die Akzeptanz universalisierbarer ethischer Prinzipien, die eine Vielfalt subjektiver Vorstellungen zulässt (weltanschaulicher Pluralismus).
2. Akzeptanz grundlegender Menschenrechte.
Nicht verhandelbar, also unveräußerlich:
 - Respekt vor der Autonomie und der Integrität anderer Menschen; reziproke Anerkennung freier und gleicher Menschen.
 - Verzicht, ‚absolute, geoffenbarte Wahrheiten‘ über die Bestimmungen des Grundgesetzes zu setzen.
3. Dieser Minimalkonsens kann und sollte keine Letztbegründungen für Werteauffassungen liefern.
Eine säkulare, moderne Gesellschaft kann extern-autoritativ vorgegebene Zielvorstellungen und/oder fundamentalistische Ideologien nicht als verbindlich akzeptieren. Der öffentliche Diskurs über das legitimierende Werte- und Normensystem ist das Wesenselement unserer Gesellschaft.
4. Akzeptanz verfassungsrechtlich garantierter Verfahren (politische Willensbildung, Volkssouveränität, Rechtsstaatlichkeit).
5. Politische Entscheidungen sind begründungspflichtig und prinzipiell einem öffentlichen Diskurs auszusetzen, damit Begründungen und Geltungsansprüche argumentativ überprüft werden können.

6. Ziel der politischen Willensbildung und der verfassungsmäßig geregelten Entscheidungsverfahren ist es nicht, über die Letztbegründung oder Wahrheit von Wertvorstellungen zu befinden, sondern
- Normen zu begründen und
 - zu garantieren, dass mit divergierenden Wertevorstellungen respektvoll umgegangen wird.

V. Zur Programmplanung von Philosophieangeboten

V.1 Situationsanalyse und Rahmenbedingungen

Die Volkshochschulen sind als die größten lokal und regional verankerten, öffentlich verantworteten, parteipolitisch und weltanschaulich neutralen Weiterbildungsträger die kommunalen Weiterbildungszentren und als solche ein elementarer Bestandteil der Daseinsvorsorge.

Spätestens ab Mitte der 1990er Jahre jedoch sind auch die Volkshochschulen unter finanziellen Druck und in Legitimationszwänge geraten. Ihre Arbeit wird zunehmend von bildungsökonomischen Anforderungen geprägt. Stichworte:

- betriebswirtschaftliches Denken wurde notwendig als bisher;
- verdichtete, beschleunigte und kurzfristigere Arbeitsprozesse;
- Verknappung der finanziellen und personellen Ressourcen bei steigenden Anforderungen;
- Flexibilisierung und Befristung von Arbeitsverhältnissen;
- Änderung von Rechtsformen;
- Suche nach neuen Finanzierungsmöglichkeiten (Projekte, Drittmittel, Sponsoren).

Die Volkshochschulen wandelten sich von überschaubaren „Familienbetrieben“ zu mittelständischen Dienstleistungsunternehmen, die sich im Weiterbildungsmarkt behaupten müssen – und das mit 'Produkten', die in vielen Fällen gesellschaftlich erwünscht und notwendig sind, aber nicht marktfähig sein können (z.B. politische Bildung, Alphabetisierung u. a.).

Traditionelle Programmplanung wurde zunehmend zum Bildungsmanagement, und das Bildungsmarketing wird immer mehr zu einer ‚Königsdisziplin‘ der Weiterbildung.

Diese veränderten Rahmenbedingungen hatten und haben (auch) für die Planung von Philosophieangeboten zum Teil gravierende Konsequenzen:

- Vor allem seit Mitte der 1990er Jahre sind die öffentlichen Zuschüsse immer wieder gekürzt worden, und die Volkshochschulen müssen sich in ständig höherem Ausmaß selbst finanzieren. 2008 betrug der Anteil der Teilnahmegebühren an der Gesamtfinanzierung in Baden-Württemberg knapp 60%, während der Bundesdurchschnitt bei rund 39% liegt! Folge: Die Gebühren sind in den letzten Jahren so stark gestiegen, dass ein vhs-Besuch immer sorgfältiger geprüft wird und sich manche TN Philosophieangebote an der vhs aus finanziellen Gründen nicht mehr leisten können. Es droht die Gefahr, dass der Volkshochschule immer größere Teile des Volkes abhanden kommen – ein bildungspolitischer numerus clausus.
- Die Volkshochschulen geraten zunehmend unter Konkurrenzdruck bezüglich der Räume, der Serviceleistungen, der personellen Ressourcen u. a. Die Teilnehmenden können häufig unter guten konkurrierenden Alternativen wählen, prüfen das Preis-Leistungs-Verhältnis immer kritischer, werden anspruchsvoller und erwarten einen deutlich besseren Service als früher. Dieser erhöhte Planungs-, Organisations- und Betreuungsaufwand muss bei ständig wachsender Arbeitsbelastung, aber mit zum Teil reduziertem Personal geleistet werden.
- Aus der Sicht der Programmplanenden sind Philosophieangebote häufig von einer vergleichsweise negativen Relation zwischen Aufwand und nachweisbarem Ergebnis geprägt: mühevoller Planungsarbeit bei stets unsicherem Erfolg.

Fazit: Trotz der „prinzipiell guten Zeiten für Philosophie“ ist die Situation aus der Sicht der Programmplanenden schwieriger geworden. Im Bereich der Philosophie gibt es an Volkshochschulen eher ein Ressourcen- als ein Nachfrageproblem.

5.2 Zur Planung von Philosophieangeboten

Dass es bei allem Engagement der Planenden nicht einfacher geworden ist, Philosophieangebote durchzuführen, liegt neben den o. a. Rahmenbedingungen auch an einigen prinzipiellen Aspekten:

- Philosophieveranstaltungen konkurrieren in unserer Multioptionsgesellschaft nicht nur um das Geld der Teilnehmenden, sondern um das ohnehin knappe Freizeitbudget.
- Auch Philosophieangebote illustrieren exemplarisch die Erfahrung, dass zwischen Bedarf und Bedürfnis gelegentlich eine beträchtliche Lücke klafft: Es gibt viele aktuelle, brisante und wichtige philosophische Themen – aber es ist schwierig zu erreichen, dass aus dem objektiven Bedarf das subjektive Bedürfnis wird, eine Philosophieveranstaltung zu besuchen.
- Prinzipiell gibt es zwei Motive, eine vhs-Veranstaltung zu besuchen:
 1. Kann ich das brauchen?
Wenn es um akuten Mangel, um Leidensdruck oder konkrete Nutzenanwendung geht, haben Volkshochschulen in der Regel wenig Probleme, genügend Teilnehmende zu finden. Aber wo liegt der konkrete Nutzen einer Philosophieveranstaltung? Wo ist der diesbezügliche Leidensdruck – verglichen mit den Schmerzen eines Hexenschusses? Es wird also nur wenige Menschen geben, die eine Philosophieveranstaltung wirklich brauchen und deswegen die vhs besuchen.
 2.
 - a) Macht's-Spaß?
 - b) Bringt's Freude?

Zwischen a) und b) ist zu differenzieren! Für die Spaßbeschaffung im Rahmen einer Freizeitindustrie ist die vhs glücklicherweise nicht zuständig. Die Volkshochschulen konzentrieren sich eher auf b): also die Freude, die ein befriedigtes Interesse an einer Sache bzw. an einem Thema zu bewirken vermag.

Die motivationalen beiden Aspekte könnte man natürlich feiner und andragogisch aufgewertet formulieren: utilitaristisches oder hedonistisches Kalkül.

Kernfrage: Wie plane und organisiere ich Philosophieveranstaltungen an der vhs, die dem „hedonistischen Kalkül“ Rechnung tragen, also attraktiv und seriös zugleich sind?

Prinzipiell gilt: Je schwieriger es ist, für Veranstaltungsangebote eine hinreichende Resonanz zu finden, desto phantasievoller, flexibler, differenzierter und auch 'kundenfreundlicher' muss das Angebot konzipiert, organisiert und durchgeführt werden. Und da die potenziell an Philosophie Interessierten zunehmend höhere Ansprüche stellen, müssen die Philosophieangebote so attraktiv gestaltet werden, dass sich hinreichend viele Menschen gegen konkurrierende Alternativen für das vhs-Angebot entscheiden, wobei die Planenden gut beraten sind, sich die Kontrollfrage zu stellen: Würde ich eigentlich selbst gerne die Veranstaltung besuchen, die ich geplant habe?

Philosophieangebote an der vhs müssen Bedarf, Bedürfnisse, mögliche Motive und den potenziellen individuellen 'Gebrauchsnutzen' berücksichtigen.

Welche der vielen möglichen Nutzaspekte jemanden letztlich dazu bewegen, sich für ein Philosophieangebot zu entscheiden, lässt sich nicht präzise abschätzen – zu vielfältig sind die jeweiligen Bedürfnisse und Motive potenzieller Interessenten. Erfahrungsgemäß lassen sich jedoch drei Faktoren nennen, deren Berücksichtigung die Erfolgsaussichten einer Veranstaltung entscheidend steigern:

- vhs-Veranstaltungen finden live und in persönlicher Begegnung mit anderen Menschen statt;
- Unterhaltungs- und Erlebniswert: Die Veranstaltung verspricht, interessant zu werden, es wird sicherlich nicht langweilig, vielleicht sogar spannend.
- Das Thema ist wichtig, interessant und betrifft die TN sogar persönlich. Fakten und Hintergrundinformationen werden von Experten vermittelt, bestätigt, widerlegt, kritisch geprüft – und es bietet sich die Chance, darüber mit anderen Menschen zu diskutieren.

VI. Philosophieangebote an der vhs

VI.1 Abgrenzung: ‚Philosophie‘ und Philosophie

Aus Gründen der Seriosität (der Gesellschaft gegenüber und im Interesse potentieller Interessenten) sind Volkshochschulen gut beraten, nicht alles als „Philosophie“ anzubieten, was sich Philosophie nennt: „Praktische Astrologie“ o. ä. Geheimnisvolles haben in der Rubrik „Philosophie“ nichts zu suchen. Da 'Philosophie' homonym und synonym verwendet werden kann, sei vorsichtshalber klar gestellt, dass es bei der Philosophie an der vhs nicht um programmatische Identitätsformeln geht: Wenn z.B. Individuen ihre innere Lebenseinstellung ausbreiten oder Firmen ihre „corporate identity“ zur „Firmenphilosophie“ hochstilisieren, handelt es sich lediglich um den homonymen Gebrauch des Begriffs 'Philosophie'. Philosophie an der vhs dagegen befasst sich mit der wissenschaftlichen Fachdisziplin Philosophie: also mit der professionalisierten, systematisierten methodischen Reflexion von Theorie und Praxis. Die vhs wäre m. E. denkbar schlecht beraten, in der Qualität ihrer Philosophieangebote Abstriche zu tolerieren, denn:

*„Dilettantismus in der Philosophie ist nicht so liebenswürdig wie in der Hobbymalerei: Philosophie gleicht allenfalls der Baukunst; wenn nicht solide gebaut wird, stürzt das Ganze ein.“
(Eduard Spranger)*

Und da wäre ich bei einem ziemlich ärgerlichen Aspekt:

VI.2 Qualität und „vhs-Niveau“

Das mit jovialer Arroganz oder gar in diffamierender Absicht unterstellte „vhs-Niveau“ wird vorzugsweise von denen kolportiert, die noch nie eine vhs-Veranstaltung besucht haben. Dass es an Volkshochschulen – wie in anderen Institutionen auch – bedauerlich niveauarme Philosophie-Veranstaltungen gibt, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Aber: In der Regel ist das Niveau der Philosophieveranstaltungen an Volkshochschulen bemerkenswert hoch und braucht einen Vergleich mit Universitäts-Seminaren nicht zu scheuen. Für diese These gibt es neben langjährigen Erfahrungen und Beobachtungen auch plausible Begründungen:

- Die TN kommen freiwillig, zahlen beträchtliche Gebühren und setzen ihr Freizeitbudget ein: Wenn die Philosophieveranstaltung bzw. die Dozenten/-innen ihren Ansprüchen nicht genügen, reagieren die TN mehr oder minder drastisch: Sie beschweren sich im Kurs, bei der vhs, oder sie bleiben einfach fort; die „Abstimmung mit den Füßen“ ist für viele KL eine besonders bittere Erfahrung.
- Konkretes Beispiel: Zu einem Langen Abend über ethische Aspekte der Euthanasie/Intensivmedizin kamen u. a. zwei Ärzte, einige Krankenschwestern mit z. T. langjähriger Erfahrung, Angehörige mit einschlägigen Erlebnissen, aber auch jüngere Menschen, die unbefangen-unerschrocken ihre Meinungen äußerten. Derart intensive, konkrete, ernsthafte und problembezogene Diskussionen habe ich - verständlicherweise! – in Uni-Seminaren nicht erleben können.
- Philosophie an der vhs profitiert davon, dass es sich i. d. R. zwar um Teilnehmende mit überdurchschnittlicher Vorbildung, aber dennoch nicht um homogene Gruppen handelt. Unterschiedliche Biografien, Generationen, soziale Milieus u. a. treffen zusammen und ermöglichen/bewirken nicht immer problemlose, aber fast immer spannende, produktive Auseinandersetzungen – eben weil aus unterschiedlichen Perspektiven argumentiert wird.
- Es handelt sich um hoch motivierte Teilnehmende, die sich gegen eine Fülle konkurrierender Alternativen für eine Philosophieveranstaltung in ihrer Freizeit entschieden haben.
- Fast in jedem Kurs gibt es z. T. bemerkenswerte Vorkenntnisse: von Autodidakten, die sich seit Jahren mit Philosophie befassen, bis zu Naturwissenschaftlern mit Spezialkenntnissen in philosophischen Randbereichen.

Diese prinzipiell produktive, motivierende Mischung ist durchaus ambivalent und könnte potentielle Dozenten/-innen irritieren, wenn nicht gar abschrecken: Einerseits werden erhebliche Anforderungen an die Fachkompetenz (vor allem an die Bandbreite philosophischer Kenntnisse) gestellt – weshalb eine solide Ausbildung unverzichtbar ist! -, aber andererseits sind die vhs-Teilnehmenden

hoch motiviert, und i. d. R. sind sie bereit, sich auf methodische Vorschläge der Dozenten/-innen einzulassen und mögliche erwachsenenpädagogische Schwächen und/oder Eigenarten mit Nachsicht zu behandeln.

VI.3 Trends und Tendenzen

Was für die Gesellschaft insgesamt gilt, trifft auch für die Philosophieangebote zu: Die „neue Unübersichtlichkeit“ (Habermas) lässt keine für alle Volkshochschulen gleichermaßen verallgemeinerungsfähigen Aussagen zu. Und je mehr Volkshochschulen in diese Analysen einbezogen werden, desto uneinheitlicher wird das Bild. Negativen Berichten über hohe Ausfallquoten stehen Erfolgsmeldungen über spektakuläre Einzelveranstaltungen und stabile Kurse gegenüber. Für nahezu jedes Beispiel lässt sich ein passendes Gegenbeispiel finden – valide Aussagen setzen konkrete, differenzierte Einzelfallanalysen voraus. Dennoch möchte ich versuchen, einige Trends und Tendenzen zu skizzieren.

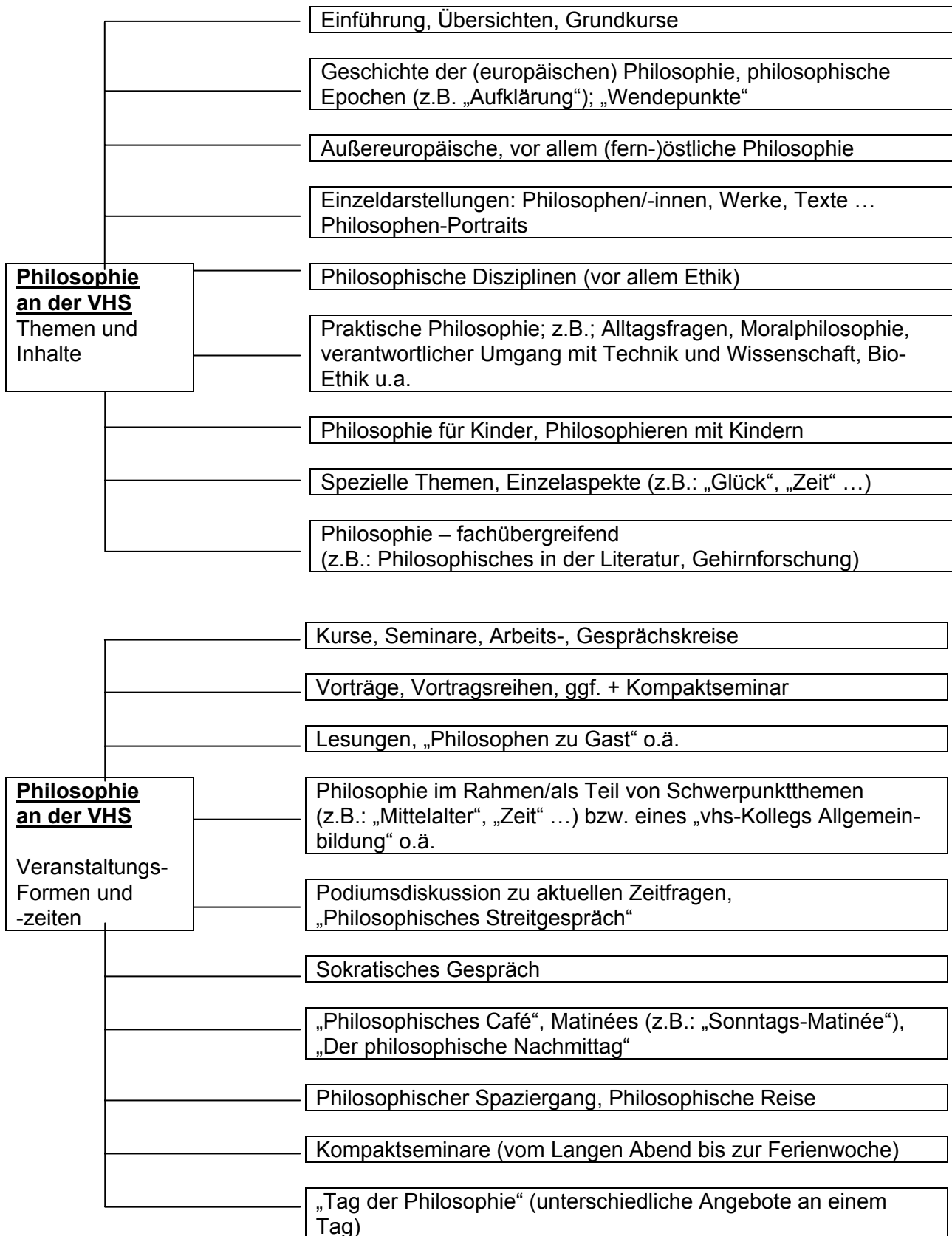
1. Die Philosophie hat sich in den letzten Jahren an baden-württembergischen Volkshochschulen positiv entwickelt: Seit Jahren gibt es relativ stabile Zahlen mit leicht steigender Tendenz (im Jahre 2007 haben knapp 5.000 Besucher/-innen an vhs-Philosophie-Seminaren teilgenommen; Vergleichszahl 1990: 2.900).
2. Die personal- und planungsintensive Binnendifferenzierung des Programms wird auch im Fachgebiet Philosophie immer wichtiger. Unterschiedlichste, z. T. auf spezielle Zielgruppen zugeschnittene Angebotsformen und zeitliche Differenzierungen sind unverzichtbar – das freilich bei stagnierender oder gar abnehmender öffentlicher Förderung.
3. Marketing-Aspekte spielen eine zunehmend gewichtigere Rolle: z.B. tragen gezielte Werbung und Öffentlichkeitsarbeit und vor allem die Kooperation mit Partnern (Verkopplung der Infrastrukturen) entscheidend dazu bei, ob Veranstaltungen realisiert werden können. Auch die vhs wirbt notgedrungen immer öfter mit den gängigen Marketinginstrumenten um die knappen Güter: Aufmerksamkeit, Akzeptanz und Präferenz.
4. Die Qualitätsansprüche der Teilnehmenden steigen von Semester zu Semester. So wird z.B. das Preis-Leistungsverhältnis bei kontinuierlich steigenden Gebühren immer sorgfältiger geprüft. Die inhaltliche Qualität des Angebots, vor allem die Qualität des Kursleitenden, spielt zwar die entscheidende, aber nicht mehr die allein ausschlaggebende Rolle (Stichworte: Servicequalität, Kundenfreundlichkeit, räumliche Bedingungen u. a.).
5. Philosophie wird an Volkshochschulen i. d. R. von Dozentinnen und Dozenten mit besonders hoher Fachkompetenz vermittelt – es fällt allerdings zunehmend schwerer, Dozentinnen und Dozenten zu motivieren, für ein vergleichsweise bescheidenes Honorar arbeits- und zeitaufwendige Philosophieveranstaltungen vorzubereiten und durchzuführen (wobei letzteres ja durchaus nicht im voraus garantiert werden kann). Für die Zukunftsfähigkeit der Philosophie an Volkshochschulen ist es, denke ich, von entscheidender Bedeutung, dass in der universitären Ausbildung stärker als bisher mögliche Aufgabenfelder im außeruniversitären Bereich (z.B. als Dozent/-in an Volkshochschulen) berücksichtigt werden.

Konkretes Beispiel: Einführungen, Überblicke o. ä. in den Fächern Philosophie, Kunstgeschichte, Geschichte, Literatur u. a. stoßen in der Bevölkerung z.B. im Rahmen von „vhs-Kollegs Allgemeinbildung“n auf große positive Resonanz, aber viele Volkshochschulen haben zunehmend Probleme, geeignete Dozentinnen und Dozenten zu finden. Und immer wieder höre ich den Hinweis auch hoch qualifizierter Philosophen: „Das traue ich mir nicht zu! Dazu fehlt mir der souveräne Überblick; ich besitze zwar fundierte Spezialkenntnisse, aber ...“ Schade drum, und für die Bevölkerung, die Volkshochschulen, aber auch für potentielle Dozentinnen und Dozenten sehr bedauerlich!

Apropos: „bescheidenes Honorar“. Da die Volkshochschulen bei ihren Honorar- und Gebührenkalkulationen autonom sind, lassen sich keine verallgemeinerungsfähigen Aussagen machen – die Honorare schwanken z. T. beträchtlich und hängen wesentlich von der Höhe der kommunalen Zuschüsse ab, aber auch von den Gebühren, die die Volkshochschulen nicht zu hoch ansetzen dürfen, um potentielle Interessenten nicht von vornherein abzuschrecken.

6. Inhalte und Veranstaltungsformen: Auffällig ist auch hier vor allem die Gleichzeitigkeit des Gegenläufigen. Der Trend zu kompakteren Veranstaltungsformen (Wochenendseminare, Lange Abende o. ä.) hält an, aber gleichzeitig finden auch längerfristig konzipierte Überblicke, Einführungen und Grundkurse positive Resonanz. Wenn sich die vhs gegen die wachsende Konkurrenz auf dem Freizeit- und Kulturmarkt behaupten will, gibt es zur Binnendifferenzierung des Programms keine Alternative.
Wie differenziert inzwischen das Philosophieangebot der vhs ist, zeigt die m. E. relativ vollständige Synopse der Themen, Inhalte, Veranstaltungsformen und –zeiten:

VI.4 Synopse



VI.6 Ein konkretes Beispiel aus der Praxis: der „Lange Abend“ – ein Kompaktseminar am Abend

Der „Lange Abend“ (=L A) ist eine kompakte Veranstaltungsform, die an einem Wochentag abends durchgeführt wird und zwischen vier und sechs Unterrichtseinheiten à 45 Minuten umfasst. Diese Veranstaltungsform hat sich inzwischen an vielen baden-württembergischen Volkshochschulen durchgesetzt und zählt zum Standardangebot in mehreren Fachbereichen. Zu LA kommen häufig Teilnehmerinnen und Teilnehmer, die sich nicht für mehrere Termine festlegen können/möchten, aber durchaus bereit sind, für ein sie interessierendes Thema einen Abend in die vhs zu kommen – und ob diese Veranstaltung von 20:00 Uhr bis 21:30 Uhr oder von 18:30 Uhr bis 22:00 Uhr dauert, ist dann nicht mehr so entscheidend wie die Tatsache, dass es sich eben nur um einen Termin handelt. An einem LA kann ein Thema wesentlich umfassender, intensiver und methodisch-didaktisch attraktiver dargestellt werden, als dies in einem Vortrag möglich wäre. Ein LA bietet die Chance, die Teilnehmenden einzubeziehen und in Diskussionen ausführlicher zu Wort kommen zu lassen – aber andererseits bedeutet das für die Dozentinnen bzw. Dozenten eine beträchtliche methodische Herausforderung.

VI.7 Zur Methodik

In diesem Beitrag kann es nicht darum gehen, philosophiemethodische Grundsatzfragen zu erörtern, aber einige praxisrelevante, erfahrungsgesättigte Anmerkungen seien zumindest skizziert: Prinzipiell gilt, dass es keinen Königsweg für die Vermittlung von Philosophie an Volkshochschulen gibt. Nach der ursprünglichen Bedeutung des Begriffs („methodos“ = der Weg zu etwas hin) sind Methoden zielgerichtet, also: mittel- und zweckentsprechende planmäßige Verfahren. Das wiederum impliziert, dass jemand, der Philosophie an der vhs vermitteln möchte, hinreichend präzise bestimmt, was er/sie eigentlich erreichen möchte:

- einen problemorientierten Meinungs- und Verständigungsprozess (z.B. über das Glück oder über Sinnfragen) zu ermöglichen,
 - Informationen zu geben über bedeutende Philosophen/Systeme/Texte,
 - einen Überblick über eine Epoche der Philosophiegeschichte zu vermitteln,
- oder was es sonst noch an möglichen Zielvorstellungen geben mag (vgl. dazu die Synopse).

Ohne zumindest hinreichend präzise Zielvorstellung erliegen vor allem noch nicht sehr erfahrene Dozenten/-innen allzu leicht der Gefahr, die Brecht prägnant beschrieben hat:

“Als sie ihr Ziel aus dem Auge verloren hatten, verdoppelten sie ihre Anstrengungen.“

Vier Stichworte zu methodischen Aspekten:

1. Philosophie an der vhs sollte – wo immer es möglich ist – bei aller gedanklichen Anstrengung, bei aller Ernsthaftigkeit und trotz aller Kontroversen Vergnügen bereiten.
2. In Philosophie-Kursen an Volkshochschulen ist es besonders wichtig und wertvoll, nicht zu sehr nur Resultate zu vermitteln (tradierte Lehrmeinungen, philosophische Systeme u. ä.), sondern zu versuchen, über den Diskurs, differenziertes Argumentieren und auf der Basis qualifizierter Informationen zu Ergebnissen zu gelangen. Das Lernen Erwachsener ist wesentlich „Anknüpfungslernen“ – das gilt natürlich auch für Philosophieveranstaltungen. Kants Einsicht, dass man nicht Philosophie lernen könne, sondern allenfalls das Philosophieren, könnte ebenso ein Motto für die Philosophie an der vhs sein wie Kants berühmter Aufklärungs-Imperativ: *Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!*
3. Prinzipiell gilt: In Philosophie-Veranstaltungen an der vhs sollten so viele Informationen wie nötig gegeben werden, und es sollte soviel Diskurs wie möglich stattfinden (wobei natürlich das eine untrennbar mit dem anderen verbunden ist). Aber: Methoden sind ziel- und zweckentsprechend einzusetzen, und es müssen durchaus nicht krampfhaft diskursiv-kommunikative Phasen herbeigezwungen werden.

Etliche Themen setzen schlicht Informationen voraus, und dann kann ein Vortrag oder auch ein längeres Referat genau die angemessene Methode sein!

4. Die Dozenten/-innen sollten rechtzeitig klarstellen, dass Philosophieveranstaltungen nicht dazu geeignet sind, definitive Antworten auf Lebensfragen zu geben, und dass keine Patentrezepte zur Bewältigung von Sinndefiziten zu erwarten sind. Philosophieveranstaltungen

können und sollen weder die Anstrengung des eigenen Denkens ersparen, noch Entscheidungen abnehmen. Aber wo der Alltag Betroffenheit und Fragen auslöst, kann die Philosophie artikulieren helfen und problemorientierte Verständigungsprozesse unterstützen.

5. Philosophieveranstaltungen werden i. d. R. von anspruchsvollen, häufig gut vorgebildeten und informierten TN besucht (vgl. dazu die Hinweise unter Punkt VI.2) – die KL sollten das bei ihrer Methodik berücksichtigen (Stichwort: TN-Orientierung).
6. Erwachsene lernen biografie- und anschlussorientiert. Philosophieveranstaltungen dürfen also nicht nur bedarfsgerecht vermittelt werden, sondern müssen die Bedürfnisse der TN berücksichtigen. Und darin besteht eine große Chance der vhs: gemeinsames Philosophieren mit ähnlich Interessierten – und das live, in persönlichen Begegnungen, zu verbindlichen Zeiten und an verbindenden Orten.

VI.8 Entmythologiesierendes

Erstaunlich hartnäckig halten sich einige Mythen über 'erwachsenengerechte' methodische Zugänge und deren Wirksamkeit – wohl auch, weil sie immer wieder kolportiert und zitiert, zu selten aber der konkreten Weiterbildungspraxis ausgesetzt werden.

Mythen wirken nur, wenn und solange sie geglaubt werden.

Einige entmythologisierende, möglicherweise provozierende, jedenfalls aber erfahrungsgesättigte Bemerkungen – wohlgedacht: bezogen auf Philosophiekurse!

Sprachkurse, künstlerisches Gestalten, EDV-Seminare, Gymnastik u. a. haben selbstverständlich ihre jeweils spezifische Methodik und Didaktik!

- Aussagen z.B. über die größere Wirksamkeit aktivierender, handlungsorientierter o. ä Methoden sind bestenfalls Hypothesen, also mehr oder minder begründete Vermutungen. Es gibt keine valide empirische Untersuchung über die Wirksamkeit bestimmter Methoden in der Erwachsenenbildung. Aktivierende Methoden sind nicht automatisch besser als eher rezeptiv ausgerichtete, schon gar nicht, wenn sie nach dem Motto „Hauptsache: action“ zu Brachialmethoden ausarten, mit denen auch noch die letzten Teilnehmenden aus der Reserve gelockt und zur Diskussion provoziert werden sollen. Selbstverständlich haben die Teilnehmenden das Recht, nur zuzuhören, persönliche Überzeugungen nicht preiszugeben und in Ruhe gelassen zu werden. Denn:
- Rezeptives Verhalten ist nicht unbedingt ein Indiz für Desinteresse: Es sagt nichts aus über den Lernerfolg, und es lässt keine Rückschlüsse auf die Qualität des Kursleitenden zu. Nicht das Reden als solches ist beim Philosophieren besonders lernintensiv, sondern das Denken!
- Kursleitende neigen eher dazu, das Niveau der Teilnehmenden zu unter- als zu überschätzen. In der vhs werden Teilnehmende häufig eher unterfordert als überfordert. Es ist nicht Aufgabe der Philosophieveranstaltungen, die Teilnehmenden dadurch zu entmündigen, dass man ihnen die Anstrengung des eigenen Denkens erspart, und nach meinen Erfahrungen sind die Teilnehmenden diesbezüglich bemerkenswert belastbar.
- Methodenkompetenz ist hilfreich und erleichtert die Arbeit, kann aber fachliche und/oder persönliche Mängel nicht ausgleichen. Methodische Defizite sind zwar bedauerlich, aber eher zu kompensieren: durch mit Begeisterungsfähigkeit verbundene Fachkompetenz.
- Methodenvielfalt ist kein Wert an sich, und häufiger Methodenwechsel ist kein hinreichender Beleg für eine attraktive Philosophieveranstaltung. Methodenkompetenz beweist nicht, wer möglichst viele Methoden beherrscht, sondern wer die zu seiner Persönlichkeit passenden Methoden ziel- und mitteladäquat einsetzt.
- Entscheidend: Die Bedeutung der Persönlichkeit des Kursleitenden (Kompetenz, Glaubwürdigkeit, Authentizität u. ä.) kann kaum hoch genug eingeschätzt werden!

Abschließend noch eine Anmerkung zu der auch für Philosophieangebote immer häufiger geforderten „Erlebnisorientierung“:

Wenn wir uns – wofür Vieles spricht – bereits auf dem Weg von der „Erlebnis- zur Sinngesellschaft“ befinden, wäre die vhs nicht gut beraten, ausgerechnet Philosophieangebote als „events“ zu inszenieren. Wenn sich Philosophie zu sehr an den – vermeintlichen – konsumhedonistischen Bedürfnissen potentieller Teilnehmender orientiert, ist ihr Scheitern programmiert. Versuche, dem postmodernen Zeitgeist Tribut zu zollen, führen gerade bei Philosophieangeboten häufig eher zu peinlichen Verkrampfungen (z.B. bei „Philosophischen Cafés“ habe ich schon Etliches eher Abschreckende erlebt) und werden erfahrungsgemäß von den Teilnehmenden nicht honoriert. Die Vernachlässigung des rationalen Diskurses zu Gunsten angenehmer, diffuser Befindlichkeiten kann nicht das Ziel von Philosophieveranstaltungen sein. Emotional verhängliche Reize dürfen prüfende Nachdenklichkeit nicht überformen.

Vor allem aber: Wer sagt denn, dass diskursiv-reflexiv ausgerichtete Philosophieseminare affektive Komponenten vernachlässigen müssen? Es gibt viele Möglichkeiten, Philosophie lustvoll und anstrengend, seriös und attraktiv zugleich zu gestalten!

Einige konkrete, in der Praxis bewährte Beispiele sollen in den folgenden Modulen dieses „Leitfadens Philosophie“ skizziert werden.